

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 73 (2011)  
**Heft:** 2

**Artikel:** 100 Jahre Sämtliche Werke von Jeremias Gotthelf : Familienausgabe oder historisch-kritische Edition?  
**Autor:** Pilgram-Frühauf, Franzisca  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-327781>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# 100 Jahre *Sämtliche Werke* von Jeremias Gotthelf

## Familienausgabe oder historisch-kritische Edition?

Franziska Pilgram-Frühauf

### Einleitung

Im Frühjahr und Sommer 1911 sah sich der Winterthurer Rudolf Hunziker (1870–1946) nach mehreren Anfragen durch die Familie Bitzios vor die schwerwiegende Entscheidung gestellt, ob er die Leitung der geplanten Gesamtausgabe, der *Sämtlichen Werke* von Jeremias Gotthelf, übernehmen wolle. Der vielbeschäftigte Gelehrte, der von 1897 bis 1935 am städtischen Gymnasium (ab 1919 Kantonsschule Winterthur) Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte unterrichtete, zahlreiche literatur- und musikhistorische Studien veröffentlichte und als Mitbegründer des Musikkollegiums und der Literarischen Vereinigung regen Anteil am Winterthurer Kulturleben nahm, reiste fortan häufig nach Bern, um Manuskripte einzusehen und an Sitzungen mit Mitarbeitern und mit Gotthelfs Nachkommen zusammenzutreffen.

Insbesondere der Kontakt mit Letzteren bildete bis zu seinem Tod im Jahr 1946 einen wichtigen Bestandteil seiner Herausgebertätigkeit. Eine der Bedingungen, welche die Familie an die Herausgeber stellte, war nämlich, dass jeder der 24 Basis- und 18 Ergänzungsbände der *Sämtlichen Werke* auf dem Titelblatt den Passus «in Verbindung mit der Familie Bitzios» aufweisen sollte.<sup>1</sup> Wie diese Anordnung zu verstehen ist und was sie für Hunziker und die Edition konkret bedeutete, soll im Folgenden anhand des Briefwechsels mit einigen Familienmitgliedern untersucht werden. Bei ihnen handelt es sich um:

- Albert von Rütte-Bitzios (1825–1903), gewesener Pfarrer in Saanen, Yverdon und Radelfingen und Schwiegersohn von Gotthelf. Das Konvolut seiner Briefe in Hunzikers Nachlass umfasst 5 Briefe und 2 Karten aus den Jahren 1899 bis 1903.<sup>2</sup>
- Cécile von Rütte-Bitzios (1837–1914), Ehefrau von Albert von Rütte und Tochter Gotthelfs, welche ihre beiden älteren Geschwister Henriette und Albert um 24 bzw. 32 Jahre überlebte. Von ihr sind seit dem Tod ihres Gatten und bis zu ihrem eigenen Tod mit zunehmend zittrigerer und schwieriger zu entziffernden Schrift 37 Briefe und Karten erhalten.<sup>3</sup>
- Walter von Rütte (1880–1945), Pfarrer in Heimenschwand und Biglen, jüngster Sohn von Albert und Cécile von Rütte-Bitzios. Von den 50 Briefen, Karten und Telegrammen (1909–1920) stammt ein sehr grosser Teil aus dem Jahr 1911. Am Ende des Jahres, als Hunziker die Leitung der Gesamtausgabe

definitiv übernahm und Walter von Rütte sich einige Zeit als Mitarbeiter verpflichtete, wechselt die Anrede von «Lieber Herr Professor / Herr Hunziker!» zu «Lieber Rudolf / Mein Lieber!». <sup>4</sup>

- Emil Hegg-Bitzius (1864–1954), Augenarzt und Ehemann von Ida Hegg-Bitzius (1871–1957), einer Tochter von Albert und Ida Bitzium-Ammann und Enkelin Gotthelfs. Mit 95 Briefen, Karten und Telegrammen ist dies das umfangreichste Konvolut im Briefwechsel zwischen Hunziker und Gotthelfs Nachkommenschaft. <sup>5</sup>

Ausserdem enthält Hunzikers Nachlass in Winterthur insgesamt 28 Briefe von ihm an Cécile und Walter von Rütte. <sup>6</sup> Es handelt sich dabei allerdings um blosser Entwürfe, die sehr flüchtig geschrieben und oft unvollständig sind. Ebenfalls erhalten sind 24 Briefentwürfe Hunzikers an Emil Hegg-Bitzius (1911–1946). <sup>7</sup>

---

#### Jeremias Gotthelfs *Sämtliche Werke* (Rentsch-Ausgabe)

In einer für damalige Verhältnisse umfassenden und zuverlässigen editorischen Arbeit wurden die *Sämtlichen Werke* 1911 bis 1977 in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden durch Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Jucker erstellt. Sie bilden die Basis für die beiden heute im Buchhandel greifbaren Leseausgaben: den sogenannten «Volks-Gotthelf» aus dem Rentsch-Verlag (heute Orell Füssli) und die Bände aus der Taschenbuchausgabe, welche auf die 1948–1953 von Walter Muschg erarbeitete 20-bändige Ausgabe aus dem Birkhäuser-Verlag zurückgeht, sich aber nur geringfügig von den *Sämtlichen Werken* unterscheidet.

Zu den häufigsten Kritikpunkten an der in den *Sämtlichen Werken* geübten Editionspraxis gehören die Normalisierung und Modernisierung des Textes in Orthographie und Interpunktion, eigenmächtige Herausgebereingriffe in Gotthelfs Mundart-Verwendung und das Problem der Kontamination unterschiedlicher historischer Textfassungen. Daraus erwachsen die Notwendigkeit für und die Anforderungen an eine neue Gotthelf-Ausgabe.

*Vgl. Morgenthaler, Walter: Anforderungen an eine Gotthelf-Ausgabe. In: Mahlmann-Bauer; von Zimmermann (wie Anm. 9), 3–15. Sowie: Reber (wie Anm. 9).*

---

Weil die vorliegende Darstellung aus der Lektüre von Briefen hervorgeht, erschliesst sie die Entstehungsgeschichte der *Sämtlichen Werke* zwangsläufig aus unterschiedlichen, persönlich geprägten Blickwinkeln. Zusätzliche Literatur zur Geschichte der Editionswissenschaft, <sup>8</sup> zu den Gotthelf-Editionen und insbeson-



dere den *Sämtlichen Werken*<sup>9</sup> soll aber helfen, die oft sehr verworrene Kommunikationslage der Briefe mit etwas mehr Distanz zu betrachten. Auch die Gedanken zur Geschichte der Gotthelf-Rezeption um 1900, die Christian von Zimmermann kürzlich dargelegt hat,<sup>10</sup> werden aufgenommen.

## 1. Ausgangslage

In der Zeit, als Hunziker mit der Familie von Rütte erste Kontakte knüpfte, war diese intensiv mit der Frage beschäftigt, wie mit dem Nachlass Gotthelfs umzugehen sei. Gemäss dem Wunsch von Gotthelfs Ehefrau, Henriette Bitzius-Zeender (1805–1872), kam der Nachlass nach ihrem Tod in die Obhut der jüngeren Tochter Cécile von Rütte-Bitzius, welche, nachdem 1882 Albert Bitzius und 1890 Henriette Rüetschi-Bitzius gestorben waren, als letzte Vertreterin der ersten Generation nach Gotthelf übrig blieb.<sup>11</sup> Je länger je mehr fühlte sie sich «verpflichtet, das Amt der Wächterin über den väterlichen Nachlass wahrzunehmen»; denn immer häufiger gelangte man mit Anfragen an die Familie, «Dokumente daraus studieren und zu Publikationen verwenden zu dürfen. In den ersten Jahren scheint Albert von Rütte recht oft Papiere ohne Quittung an solche Gesuchsteller herausgegeben zu haben, besonders an Ferdinand Vetter, Professor an der Universität Bern.»<sup>12</sup> Dieser arbeitete in den 1890er-Jahren an einer neuen Gotthelf-Ausgabe: die *Volksausgabe seiner Werke im Urtext, besorgt von Ferdinand Vetter*. Sie erschien zwischen 1898 und 1902.

Die Werkausgaben um 1900 fielen in eine Zeit des Umdenkens in der noch jungen Disziplin der Editionswissenschaft. Man erkannte es erstmals als die Hauptaufgabe, «einem Leser einen authentischen Text in seiner originalen historischen Gestalt zu präsentieren», um ihn «– in welcher Form auch immer – für eine weitere Beschäftigung verfügbar zu machen».<sup>13</sup> Was unter dem Original- oder Urtext zu verstehen sei, konnte im Einzelfall jedoch stark variieren. Auch Ferdinand Vetter strebte danach, indem er sich – unter teilweiser Mitberücksichtigung der Manuskripte – vorwiegend auf die Erstdrucke bezog, den Textbänden *Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs* beifügte und den Anspruch erhob, «die erste getreue und vollständige Ausgabe Jeremias Gotthelfs» zu sein und zum ersten Mal den «echten Gotthelf und den ganzen Gotthelf» herauszugeben.<sup>14</sup> Nach zehn Textbänden musste Vetter das Unternehmen jedoch abbrechen. In der Zwischenzeit hatte sich sein Verhältnis zur Familie von Rütte so getrübt, dass ihm fortan der Zugang zu Gotthelfs Nachlass vollständig verwehrt war.<sup>15</sup>



---

### Historisch-kritische Edition

Eine historisch-kritische Edition dient als wissenschaftliche Grundlagenausgabe. Sie basiert auf einer oder mehreren historischen Textfassungen, welche sie in transparenter und für die Leser nachvollziehbarer Weise nach klar dokumentierten Regeln wiedergibt. Neben dem edierten Text und dem kritischen Apparat stellt als dritter Teil der Kommentar den Lesern einen editorischen Bericht, Erläuterungen sowie das Material zu Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte vollständig und kritisch aufbereitet zur Verfügung. Historisch-kritische Ausgaben gehören dem wissenschaftlich qualifiziertesten Editions-typ an und leisten einen wesentlichen Beitrag zur philologischen Grundlagenforschung. Als Herausforderung für die zumeist zeit-, arbeits-, personal- und kostenintensiven Projekte gilt es, dem Vorbehalt entgegenzukommen, der am häufigsten gegen sie vorgebracht wird: trotz der wissenschaftlichen Sorgfalt und Genauigkeit benutzerfreundlich zu bleiben.

Vgl. Plachta (wie Anm. 8), 8f., 11–16.

---

Die persönlichen Differenzen mit Vetter waren ausschlaggebend dafür, dass die Gotthelf-Erben 1898 den grössten Teil des Nachlasses der Stadtbibliothek Bern anvertrauten, «um ihn so für die Zukunft sicherzustellen».<sup>16</sup> Ein kleiner Teil blieb allerdings weiterhin bei der Familie. Albert von Rütte, der zu beiden Teilen Verzeichnisse angelegt hatte, schrieb seinem Neffen Fritz Rüetschi: «Wir haben nur das ganz ausschliesslich die intimsten Familienverhältnisse Betreffende zurückbehalten, und werden es zu allfälliger Verfügung sorgfältig aufbewahren.»<sup>17</sup> Auch über den Nachlass in der Stadtbibliothek behielten sich die Erben ein gewisses Kontrollrecht vor; es wurde vor allem von Cécile von Rütte selbst und später von ihrer Tochter, ebenfalls namens Cécile, wahrgenommen. Erst 1980 ging der Gotthelf-Nachlass endgültig als Schenkung an die Burgerbibliothek Bern.

Nach der kurzen Darstellung der Ausgangslage sollen im Blick auf den Briefwechsel zwischen Hunziker und der Familie Bitzios vier Fragen weiterleiten:

- Mit welchem Anliegen wandte sich Hunziker an Gotthelfs Nachkommen?
- Was erfährt man aus dem Briefwechsel über die Differenzen mit Vetter und deren Folgen für die Herausgeber der *Sämtlichen Werke*?
- Wird etwas darüber gesagt, welche Nachlassteile 1898 nicht der Stadt-

- bibliothek übergeben wurden – und heute noch im Besitz der Familie sind?
- Was lässt sich zusammenfassend aus der Verbindung zwischen Hunziker und Gotthelfs Nachkommen über die Rahmenbedingungen editorischer Arbeit ableiten?

## 2. Kontaktaufnahme

Hunziker, dessen Vater bereits ein grosser Kenner und Verehrer des Werks von Jeremias Gotthelf gewesen war, interessierte sich im Rahmen seiner Beschäftigung mit Johann Jakob Reithard (1805–1857) zunehmend auch für dessen Beziehung zu Gotthelf und suchte 1899 nach Schriften, die den brieflichen und literarischen Austausch der beiden Männer dokumentieren. Wahrscheinlich wurde er über die Stadtbibliothek Bern an die Adresse Albert von Rüttes verwiesen.

### *Mahnung zu «Vorsicht und Pietät»*

Hunziker ersuchte den Schwiegersohn Gotthelfs, einige Dokumente einsehen zu dürfen, welche über die Beziehung zwischen Reithard und Gotthelf Auskunft geben. In Albert von Rüttes Antwort vom 17. Juli 1899 heisst es, Hunziker dürfe laut Familienbeschluss diese Dokumente «zu Rathe ziehen», sofern er dies in Bern selbst tun könne, allerdings möchte er Hunziker «in der That Vorsicht und Pietät recht ans Herz legen».<sup>18</sup> Man erfährt des Weiteren, dass Hunzikers Vater einmal in Lützelflüh zu Besuch war. Albert von Rütte bestätigt, seine Gattin erinnere sich gut daran.

Die Mahnung zur Pietät, die bereits in diesem ersten Brief dezidiert zum Ausdruck kommt, wird in den Briefen der Familie leitmotivartig immer wieder aufgenommen. Sie ist bei Albert von Rütte mit einer Sorge um Gotthelfs Ruf verbunden: Im Brief vom 13. Oktober 1902, in welchem auch von einem bevorstehenden Besuch Hunzikers in Bern die Rede ist, erklärt er Hunziker, Gotthelf habe eben nie ein Blatt vor den Mund genommen, was jetzt in einer ganz anderen Zeit nicht oder falsch verstanden werden könne – «daher in der That große Vorsicht u[nd] Zurückhaltung angezeigt ist».

Hunziker stellte im Laufe des kurzen Briefwechsels etliche Fragen zu einzelnen Textstellen (wohl aus dem Briefwechsel zwischen Reithard und Gotthelf), die Albert von Rütte geduldig und gewissenhaft beantwortete. Auf die Frage vom 7. Januar 1903, wer mit den pietistischen Kritikern am Roman *Uli der*

Rüttele 22 Theatral 11.

Emmen, 17 Juli 1899.

Geworfener Herr! Allerdings habe ich mir eine Einsendung zu erwünschen, dass  
Sie selbst Ihre Biographie mitgebracht die Gesellschaft der Aufsicht und der fähigen Arbeit,  
billigste zu Werke gehen, sofern Sie es in Emmen selbst zu können, zu demselben Land  
Ihre Briefe sind in Local der Nachrichten sehr willkommen und auch durch diese Briefe  
ist es in der Zeit möglich und nicht leicht mit dem Gang der Dinge. 3.5. man hat so über,  
besonders in einem Leben, dass man, wenn man in der Wissenschaft, kein Werk nicht auf  
die Welt setzen zu lassen pflegt; allfällige Aufsätze nach Ansicht, die Sie bei der  
Lektüre erhalten dürfen, bitte ich daher wegzulassen oder wenigstens zu verweigern.

Mein Gatte wünscht in Zürich die Größe Ihrer Lieben Mütter; in diesem  
Fall würde der Brief sehr viel Nutzen in Zürich.

Mein aller Beste

Ihr Ergebener  
Albert von Rüttele, H.



*Knecht* gemeint sein könnte, reagiert er allerdings eher ausweichend: «Solche Angriffe waren theils in (nicht mehr vorhandenen) Briefen, theils in Zeitungsartikeln, die ebenfalls nicht aufbewahrt worden sind. – Anhaltspunkte, wo solche Kritiken zu finden wären, weiß ich gar keine.» (10. Januar 1903)

Nach dem Tod ihres Mannes am 26. Februar 1903 setzte Cécile von Rütte den Briefkontakt fort und bot Hunziker nachdrücklich ihre Hilfe an. Im Brief vom 24. August 1903 beispielsweise heisst es: «Ich stehe Ihnen bereitwillig zu Diensten, so weit ich es vermag, bei Ihren stillen Forschungen über Gotth[elf]. Es berührt mich eigenthümlich, daß diese mich jezt, am Ende meines Lebens wieder in meine Kindheit und Jugendzeit zurück führen.»

Sie sandte Hunziker Zeitungsartikel und Briefe zur Ansicht nach Winterthur, «blos deßhalb, weil ich weiß wie gerne Sie Gotthelf anfassen» (28. Oktober 1893). Im Herbst 1903 sichtete sie den in der Familie verbliebenen Nachlass und liess Hunziker am 8. November 1903 sogar «eine wahre Blumenlese von Altem, Neuerem, wohl theilweise Ihnen schon Bekanntem zukommen [...]. – Als da sind [...] die Briefe an C. Bitzi.<sup>19</sup> O, wie bin ich froh, diese – nach meinem Ermessen – saftigen Früchte Vettters – Herrn Prof. Ferd[inand] Vettters – Presse entzogen zu haben.»

Dieser Hinweis auf den Berner Germanistikprofessor Ferdinand Vetter zeigt bereits, wie sehr Cécile von Rütte die Beschäftigung Vettters mit den Schriften ihres Vaters ablehnte. Hunzikers Studien dagegen verfolgte sie grundsätzlich mit Achtung und grossem Vertrauen. So heisst es am 17. Februar 1904: «In aller Stille habe ich Ihnen auch ein Kränzchen gewunden, I[ie]ber] H[er]r Doctor, sowohl Ihres Bienenfleisses, als Ihrer Vielseitigkeit, und jugendfrischer Arbeitslust wegen.»

Die grundsätzlich wohlwollende, freundschaftliche Haltung gegenüber Hunziker veränderte sich weder während der spannungsgeladenen Anfangsphase der Edition noch mit der zunehmenden Schwäche der alten Frau, die bereits im Brief vom 9. Juni 1903 über Rheumatismus im rechten Arm und Mühe beim Schreiben klagt und deren Schrift immer unsicherer wurde. Mit erstaunlicher Gefasstheit hielt sie den ihr wichtigen Briefkontakt mit Hunziker bis kurz vor ihrem Tod aufrecht und liess nur selten stellvertretend für sich auch ihre Tochter Cécile (Cilly) von Rütte (1859–1933) Bericht erstatten. So informiert diese Hunziker beispielsweise am 3. Mai 1910, dass Vetter erneut dränge, den Briefwechsel zwischen Gotthelf und dessen Basler Freund Karl Rudolf Hagenbach herauszugeben, was ihm ihre Mutter schon vor zehn Jahren verwehrt habe.<sup>20</sup>

### *Zum Problem der «Kraftausdrücke»*

Trotz der Anerkennung bricht in den Briefen Cécile von Rüttes zuweilen auch ein gewisser Argwohn durch, der weniger auf einem Misstrauen gegenüber Hunziker, als vielmehr auf einem ambivalenten Verhältnis zum Werk des Vaters zu beruhen scheint: Einerseits hütete sie den Nachlass mit Bewunderung und Ehrfurcht, andererseits bedauerte sie die kritischen und anklagenden Töne aus Gotthelfs Feder und fürchtete, dass diese an die Öffentlichkeit gelangten. Im Brief vom 9. Juni 1903, einem der ersten, äussert sie ihr Missfallen an Gotthelfs «Kraftausdrücken»: «Es ist ganz wahr, daß mein Vater eine leidenschaftliche Natur war und dass sein heißes Temperamente öfter ihn noch irre geleitet hätte als es der Fall war, ohne seine ›Davids-Harfe‹ in Gestalt meiner weisen, liebevollen und fein gebildeten Mutter. – Ich weiß auch, das der Mensch nichts schwerer erträgt als den Sonnenschein ungetrübten Glücks wie es meinem Vater zu Theil ward – aber – ich rede ganz offen – ich sehne mich nach der Zeit, da nichts mehr über ihn in die Oeffentlichkeit dringt. Ich theile Ihre Ansicht nicht, geehrter Herr, daß alles werthvoll sei, was aus seiner Feder floß. Mir will scheinen, daß, sowohl bei s[einer] Correspondenz mit Burkhalter wie bei derjenigen mit Reithard, seine Briefe minderwerthig[er] seien als diejenigen seiner Freunde und daß das Publikum nicht gewinnt, und mein Vater in den Augen derselben verliert bei Veröffentlichung seiner Correspondenz, auch Anstoß nimmt an den überschwänglichen Kraftausdrücken – gelinde gesagt – aus der Feder eines Geistlichen.»

Bis zur Planung der *Sämtlichen Werke* war Cécile von Rütte jeglichen Veröffentlichungen gegenüber skeptisch eingestellt, wie auch die folgende Briefstelle vom 4. Mai 1906 belegt: «Was, lieber H[er]r Doctor, möchten Sie denn eigentlich ferner noch publizieren, nachdem bereits mein armer Vater nach allen Richtungen ›verwerthet‹ wurde, er und sein Nachlaß?»

Als Hunziker im Spätsommer 1906 den Briefwechsel zwischen Gotthelf und Abraham Emanuel Fröhlich herausgeben wollte, stand sie der Publikation zwar nicht im Weg, hatte jedoch bereits im Voraus einige Bedenken: «Ihre Discretion kennend, gestatte ich Ihnen gerne – so viel an mir ist die betreffende Publikation, daß Sie dabei Gotth[elfs] Urtheile über Persönlichkeiten ausfallen lassen, weiß ich.» (17. August 1906)

Nachdem sie das Buch in mehreren Etappen, «weil natürlich, was diese Vergangenheit berührt, mich sehr bewegt» (21. September 1906), gelesen hatte, erhielt Hunziker eine nicht nur positive Rückmeldung. Offenbar hatte Hunziker



Cécile von Rütte, um 1887. – *Familienarchiv von Rütte-Bitzius, publiziert in: von Rütte (wie Anm. 11), 100.*



ihrer Bitte, «Gotth[elfs] Urtheile über Persönlichkeiten ausfallen [zu] lassen», nicht entsprochen: «Allein Ihr Nachwort, am Schluß des Buches, legt mir eiligst die Feder in die Hand. Denn ich erschreck ordentlich, daß auch jetzt noch nicht genug Confidentielles in die Oeffentlichkeit gedrungen.<sup>21</sup> Ach, lieber Freund, was gäbe ich darum, der Litterat in Ihnen, käme jetzt, in Betreff Gotthelfs, zum Schweigen! Im Allgemeinen sind Sie wirklich bei der Auswahl der Briefe discret verfahren, wenn gleich einige Kraftausdrücke hätten übergangen werden sollen, zur Ehrung Gotthelfs von einer Generation, die ihn höchstens aus seinen Schriften kennt. Dieses gilt namentlich von einer recht häßlichen Stelle im Brief 63. Da fuhr ich ordentlich auf, als ich sie las.<sup>22</sup> Schon mein Bruder hat gesagt, es stehe einem Staatsbürger übel an, die Regierung – sie möge sein wie sie wolle – öffentlich zu beschimpfen. Wie viel mehr ist das der Fall bei einem Geistlichen und in Ausdrücken die sich vielleicht einem intimen Freunde gegenüber in jenen aufregenden Tagen rechtfertigen lassen, aber gewiß niemals vor das heutige Publikum gehören. Hätten Sie dennoch wieder etwas im Wurf, so bitte ich Sie herzlich, mich Einsicht nehmen zu lassen von Ihrem Manuscript, bevor Sie es dem Druck übergeben, sofern weitere Auszüge aus Gotthelfs Briefen in demselben vorkömen sollten.» (1. November 1906)

Wie sehr Cécile von Rütte auch ein ganz privates Zensurrecht, das ihr als Tochter besonders zuzustehen schien, geltend machte, so lassen sich ihre Vorbehalte gegenüber dem väterlichen Werk auch zeittypisch in die Geschichte der Gotthelf-Rezeption einordnen.

### *Rezeptionsgeschichtliche Tendenzen um 1900*

Das Unmässige und Ungehobelte in Gotthelfs Sprache wurde von Gotthelfs Kritikern immer wieder aufgegriffen. Dabei muss vorweg betont werden, dass diese rezeptionsgeschichtliche Konstante einer mehrfach wiederholten Selbsteinschätzung Gotthelfs entspricht. Als dieser 1841 seinem Freund Hagenbach eine Predigt zusandte, versah er diese vorausseilend mit dem negativen Kommentar, dass sie wohl «in keiner Homiletik der Verdammung entgehen würde».<sup>23</sup> Hagenbachs Antwort ist zwar nicht überliefert, gemäss einer späteren Briefstelle bei Gotthelf soll er aber tatsächlich das «Überhängte und Überschwengliche» bemängelt haben, das auch Gotthelf an seinen Texten immer wieder wahrnahm – ohne etwas dagegen tun zu können. Er vergleicht seine Texte im selben Antwortbrief an Hagenbach mit Kindern, die er nicht bei der Geburt ersticken möchte, und erreicht mit der Drastik des Bildes, sich gleichzeitig zu entschul-

digen und zu rechtfertigen.<sup>24</sup> Die (schöpfungs-)theologische Argumentation, welche in diesem Beispiel anklingt, fällt in der Rezeptionsgeschichte weg, der pädagogische, volksaufklärerische Impetus hingegen erweist sich als zählebig und wurde besonders auch durch die berühmt gewordenen Rezensionen Gottfried Kellers (1819–1890) fixiert und verbreitet.<sup>25</sup> Wie sehr dieser auch die politischen und religiösen Standpunkte des Berners ablehnte und dessen ästhetische Unbeherrschtheit und Zuchtlosigkeit tadelte, so war Gotthelf für ihn doch das «größte epische Talent» und «Genie», «welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte».<sup>26</sup> Er benennt die Mängel, das fehlende «Ebenmaß» der Texte, die «überflüssige[n] Seiten» und die unruhige «Diction»,<sup>27</sup> und versucht sie vergeblich mit der rhetorischen Vorbildung eines Pfarrers in Einklang zu bringen.<sup>28</sup> Zugleich werden sie bei ihm aber zur Voraussetzung für höchstes Lob: Die formale Eigenwilligkeit legt nach Kellers Dafürhalten Zeugnis ab für eine einzigartige Schöpferkraft, die nicht zu überbieten sei.

Dieses Muster der Gotthelf-Kritik, die mythologisch unterlegte Hervorhebung der zeitlosen und natürlichen, urwüchsigen Genialität des Volksschriftstellers trotz – oder gerade wegen – formaler und stilistischer Schwächen, wiederholte sich seit Keller unzählige Male, mit Variationen. Was von Gotthelf selbst noch theologisch-pädagogisch legitimiert, von Keller als ästhetische Unbeherrschtheit mit genialem Einschlag analysiert worden war, wurde um 1900 zunehmend unter sittlich-moralischem Blickwinkel besehen. Dies hat Christian von Zimmermann jüngst am Beispiel von Albert Ankers (1831–1919) Illustrationen zur *Nationalen illustrierten Prachtausgabe* der Werke von Jeremias Gotthelf dargelegt. Zwar gestand der Maler der sittlich-moralischen Botschaft in Gotthelfs Texten eine gewisse Drastik zu und akzeptierte von daher die Ecken und Kanten in der Bildlichkeit der Sprache, harmonisierte dann die Aussage aber in seinen Illustrationen zugunsten von idyllisch-beschaulichen Szenen.<sup>29</sup>

Noch stärker in eine solch harmonisierende Richtung tendierte Gotthelfs Tochter. Während Albert Anker das Unmässige um der Pointe der damit verbundenen moralischen Botschaft willen duldete, auch wenn er dann in seiner künstlerischen Interpretation darüber hinwegging, sah Cécile von Rütte durch das Kraftvolle und Überschwängliche die sittliche und sittlich-ermahnende Botschaft der Texte bedroht. Sie verweist in ihrer Kritik auf die Rolle des Pfarrers, nicht weil sie wie Keller von einem solchen eine grössere rhetorische Fertigkeit erwarten würde, sondern weil in ihren Augen ein Geistlicher ein sittliches Vorbild abgeben muss, das auch auf sprachlicher Ebene Mässigung demonstriert. Sie beharrt Hunziker gegenüber auf einem Zensurrecht, um ihren Vater bzw.



das ideale Bild von ihm zu schützen, das sie vor Augen hat und den Gotthelf-Lesern ihrer Zeit vermitteln möchte.

Es ist deutlich geworden: Cécile von Rütte stand Veröffentlichungen aus dem Werk ihres Vaters skeptisch gegenüber. Neben einem kindlichen Stolz und einer Verehrung, die sie besonders auch im Zusammenhang mit dem Projekt der *Sämtlichen Werke* ausdrückte, betonte sie gegenüber Hunziker immer wieder auch Aspekte des Werks, die sie als religiöse Frau peinlich berührten: Sie störte sich an Gotthelfs «Kraftausdrücken [...] aus der Feder eines Geistlichen», an seiner Art, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, auf die bereits ihr Mann in Briefen an Hunziker hingewiesen hatte. Ähnlich rigoros – und in der Wortwahl oft ebenfalls nicht sehr diplomatisch – verfuhr sie auch in der Auswahl und Beurteilung der Mitarbeiter an den *Sämtlichen Werken*.

### 3. Personalprobleme

Einzelne Episoden in der konfliktreichen Vorgeschichte der *Sämtlichen Werke* und die Argumente für das Missfallen der Familie Bitzius an einigen Herausgebern sind aus heutiger Sicht nicht mehr leicht nachzuvollziehen.<sup>30</sup> Man kann jedoch auch aus den verworrensten und wechselhaftesten Phasen des Briefwechsels, die 1911 einen Höhepunkt erreichen, den Grundtenor herauslesen, dass der Familie an einer engen Zusammenarbeit sowie einem gewissen Kontroll- und Zensurrecht gelegen war. Drei verschiedene Absender sorgten mit ihren Briefen dafür, dass Hunziker massgebender Herausgeber der im Rentsch-Verlag angesiedelten Ausgabe wurde und es auch blieb.

#### «Chärereien» mit der Konkurrenz

Am 4. März 1911 erhielt Hunziker von Cécile von Rütte persönlich die Anfrage, ob er daran interessiert sei, bei einer Gesamtausgabe<sup>31</sup> mitzuhelfen: «Haben Sie Zeit und Lust, und gestatten Ihnen Ihre vielseitigen Berufspflichten, eine neue Gesamtausgabe v[on] Jer[e]mias Gotth[elfs] Werken auszuarbeiten? Prof[essor] Vetter ist nämlich am Werk, hat aber einen Mitarbeiter – sagen wir Gehülfen – angeworben, dessen Mitwirkung wir uns des Bestimmtesten widersetzen. Ich bedaure Sie drangsaliieren zu müssen in einer Zeit, da Sie vielleicht den Kopf voll Arbeit haben, aber die Sache hat Eile.»

Cécile von Rütte lag viel daran, dass Vetter mit den Werken ihres Vaters nicht mehr in Berührung kam. Neben den gegenseitigen Vorhaltungen bezüglich der



Manuskripte spielte wohl mit, dass Vetter, für seine kirchenfeindliche Haltung bekannt, der alten Frau Pfarrer von Rütte auch aus religiösen Gründen missfiel.<sup>32</sup> Mit dem «Gehülfen» wird ein erstes Mal neben Vetter auch Carl Albert Loosli erwähnt.<sup>33</sup> In Wirklichkeit war er nicht Hilfskraft, sondern Initiant des Editionsprojekts im Rentsch-Verlag. Da er selbst zwar Gotthelf-Kenner, aber nicht Philologe war, verpflichtete er sich am 10. Februar 1911 im Vertrag mit Rentsch, geeignete Mitarbeiter zu suchen. Vetter erkannte in Looslis Anfrage die willkommene Gelegenheit, seine abgebrochene Ausgabe weiterzuführen, und schlug als dritten im Bunde Hans Bloesch<sup>34</sup> vor.<sup>35</sup> Obgleich sich Cécile von Rütte, wie sie betont, sehr darum bemühte, im «Irrsal der Meinungen» niemand Unrecht zu tun (25. September 1911), und es zuletzt «der unseligen Schwierigkeiten und ›Chärereien‹ wegen» sogar bedauerte, dass ihr «lieber Vater nicht selber noch alle seine Manuscripte vernichtet hat» (13. Januar 1913), sind ihre Äusserungen gegen Loosli insgesamt sehr ablehnend: «Loosli ist, ja scheint mir ein eben so geriebener Schläuling wie Vetter, nur in anderer Weise. Es thäte mir leid, wenn er Manuscripte meines Vaters in seine Hände bekäme.» (27. September 1911)

Hunziker hatte anfangs einige Bedenken, in das grosse, von anderen bereits vorgespurte und mit vielseitigen persönlichen Interessen belastete Projekt einzusteigen. Er sah vor allem, dass es kaum zu rechtfertigen wäre, Vetter davon auszuschliessen, verwies auf dessen wissenschaftliche Verdienste gerade auch im Bereich der Gotthelf-Forschung und äusserte den wohl begründeten Verdacht, dass die Familie ihm nicht alles Material zur Verfügung gestellt habe. Trotz vieler Zweifel entschied er sich jedoch für eine Mitarbeit; «deñ es wäre jammerschade, weñ die Sache nicht oder nur halb gemacht würde» (Brief an Walter von Rütte vom 25. März 1911). Wie sehr Hunziker zögerte, zeigt sich auch darin, dass er seine Zusage noch einige Male wieder rückgängig machte. Erst eine klar umrissene Aufgabe und die Nachricht, dass Vetter und sein «Gehülfe» sich zerstritten hätten, liessen ihn endgültig für die Idee gewinnen. Er übernahm es sogar, mit dem von der Familie anvisierten Verleger Haessel zu verhandeln.

Zur Mitarbeiterfrage äusserte sich Hunziker meist zurückhaltend, es kommt aber auch unmissverständlich zum Ausdruck, dass er die Antipathie der Familie Bitzios gegen Loosli teilte. Dennoch blieb Loosli nach den grundlegenden Sitzungen vom September 1911 Vorsitzender der Gotthelf-Kommission, wohl weil er bereits einen festen Vertrag mit dem Rentsch-Verlag abgeschlossen hatte,<sup>36</sup> während sich Haessel weiterhin abweisend zeigte, weil er den sowohl von der Familie wie auch von Hunziker akzeptierten Mitarbeiter Hans Bloesch

mitbrachte und weil ihm schliesslich ein organisatorisches Talent nicht abzusprechen war:

Die Zusammenarbeit mit ihm – er wurde neben organisatorischen Aufgaben mit der Ausarbeitung des Gotthelf-Lexikons betraut – stellte sich jedoch, wie allgemein befürchtet, als schwierig heraus. In einem Brief an Emil Hegg-Bitzius beklagt sich Hunziker, Loosli arbeite als Vorsitzender der Gotthelf-Kommission unzuverlässig und vergesse regelmässig, ihm wichtige Dokumente zukommen zu lassen: «Auf L. ist offenbar gar kein Verlass; er verbumelt alles, wenn nicht die Sache anders aufzufassen ist.» (8. Mai 1912)

#### *Mitarbeiterranking für die «Familienausgabe»*

Noch mehr als aus den Briefen der Cécile von Rütte ist die Feindschaft gegen Vetter und Loosli aus der Korrespondenz ihres jüngsten Sohnes Walter von Rütte herauszulesen. Der umfangreiche Briefwechsel mit Hunziker begann im Herbst 1909, als Walter von Rütte noch ohne das Wissen seiner Mutter erstmals den Gedanken einer neuen Gotthelfausgabe äusserte:<sup>37</sup> «Mir schwebt eine vor in ursprünglichem Gewand nach den Manuscripten hergestellt. Gewiss ist es gut, wenn auch teilweise!! seine Briefe aufgenommen werden. Aber gerade hier nur im Einverständnis mit der Familie.»

Immer wieder betont Walter von Rütte, dass Vetter keine Einsicht in die Manuskripte habe, dessen Projekte also auch keine Konkurrenz darstellten.<sup>38</sup> Auch von Loosli sei in wissenschaftlicher Hinsicht wenig Neues zu erwarten, dafür sei er ein «raffinierter Geschäftsmann» (22. August 1911).

Bereits im ersten Brief wird auch die Mitarbeiterfrage angesprochen: «Wenn aus der Sache etwas werden sollte, dann wäre uns allen am liebsten, wenn Sie selbst dieselbe in die Hand nähmen, denn glaube ich auch mit einiger Sicherheit behaupten zu können, dass unsere Familie keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen werde. Sollte ich selbst mithelfen dürfen, wäre mir das eine grosse Ehre & noch grössere Freude.» (26. November 1909)

Während der folgenden Monate und Jahre drehte Walter von Rütte so lange an der Konstellation der Mitarbeiter herum, begrüsst auch die Entzweiung zwischen Vetter und Loosli,<sup>39</sup> bis er die in seinen Augen richtigen Leute samt Rentsch-Verlag beisammen, die unpassenden ausgeschieden hatte. Spätere Versuche Hunzikers, Loosli und Vetter doch noch als Mitarbeiter einzubinden, lehnte er energisch ab. Sein Ziel lautet: «Unsere Ausgabe auf dem finanziellen Boden der Rentsch Ausgabe ohne Loosli & Comité. Freilich liesse sich auch



denken, das[s] Loosli rein das Geschäftliche besorgen würde & Hunziker-Bloesch die Ausgabe besorgen würden. So dass nur Familie & tatsächliche Herausgeber zusammen etwas zu tun hätten.» (25. September 1911)

Ein idealer Herausgeber musste Treue und unbedingten Gehorsam der Familie und Pietät dem Grossvater gegenüber zeigen. Im Brief vom 27. September 1911, als die Kämpfe ausgefochten waren und Walter von Rütte Hunziker als Leiter der *Sämtlichen Werke*, der sogenannten «Familienausgabe» (4. September 1911), gewonnen hatte, heisst es: «& nun noch meinen herzlichen Dank. Sie haben viel auf sich geladen & sind uns in einer äusserst noblen, gewissenhaften, treuen Weise allezeit zur Seite gestanden. Aber bitte bewahren Sie uns diese Treue & das pietätvolle Eingehen auf unsere oft unangenehmen Wünsche auch für alle Zukunft. Wir Berner haben einen harten Schädel, da braucht es oft lange Zeit, dass etwas hinein will.»

Wie ging es mit Looslis Beteiligung an den *Sämtlichen Werken* weiter? Der zweite Teil des Briefwechsels zwischen Walter von Rütte und Hunziker (ab 1912) gibt über organisatorische und personelle Fragen kaum mehr Auskunft, denn es begann ein editionsphilologischer Austausch. Walter von Rütte wurde als Mitarbeiter angestellt und mit der Aufgabe betraut, das Manuskript von *Anne Bäbi Jowäger* zu transkribieren. Als sich aber nach einiger Zeit herausstellte, dass seine Arbeit mangelhaft war, wurden die Briefe spärlicher. Der letzte Brief vom 3. Dezember 1920 schliesst denn auch mit einer gewissen Bitterkeit: «[...] nun wollen wir in aller Stille & in vollem Frieden die ganze Angelegenheit begraben & Gotthelf-Ausgabe & ich werden hinfort nichts mehr mit einander zu tun haben.»

Loosli schied bereits 1912 aus dem Mitarbeiterteam aus. Während ihn der Vertrag vom 10. Oktober 1911 noch ausdrücklich als Mitherausgeber mit besonderen, hauptsächlich organisatorischen Aufgaben anerkannt hatte und er auch in *Geld und Geist*, dem ersten, 1911 erschienenen Band der *Sämtlichen Werke*, noch aufgeführt war, wurde sein Name in allen weiteren Bänden sowie in einer Neufassung des Vertrags mit Rentsch stillschweigend gestrichen. Den Ausschlag dafür gaben wohl Anfang 1912 Looslis überrissene Geldforderungen an Bund und Kanton, welche in den Zeitungen zu einer grossen Protestwelle geführt und die Rentsch-Ausgabe angeblich in ein schlechtes Licht gestellt hatten.<sup>40</sup>

Als Kontrast zur durchgehend maliziösen Haltung seitens der Gotthelf-Erben und Hunziker wäre auch Looslis direkter Briefwechsel mit der Familie Bitzius zu berücksichtigen, der im vierten Band der *Werke*<sup>41</sup> zusammengetragen ist. Hier sei bloss auf Looslis Brief vom 25. August 1911 an Cécile von Rütte hin-





Carl Albert Loosli, um 1916. – *Schweizerische Nationalbibliothek, Porträtsammlung der Graphischen Sammlung.*

gewiesen, in welchem er sein Vorgehen offen darlegt, sich einer «absoluten Loyalität»<sup>42</sup> verpflichtet, sich deutlich genug gegen Vetter ausspricht und trotz der Antipathie, die er gegen sich gerichtet fühlt, eine Zusammenarbeit mit der Familie Bitzios und Hunziker begrüsst. Als einzige Forderung bringt er vor, Einsicht in das Archiv zu bekommen, was ihm bis zu seinem Austritt aus dem Projekt versagt blieb.<sup>43</sup>

Nachdem Loosli 1912 im Unfrieden aus seinem Vorhaben hinausgedrängt worden war, Gotthelf «endlich eine seiner wirklich würdige Gesamtausgabe seiner Werke» zu verschaffen, kam es schliesslich 1913 zu einem heftigen Nachspiel. Dieses ist als sogenannter «Gotthelfhandel» in die Geschichte der Schweizer Literatur eingegangen und wurde unlängst von Stefan Humbel in den vielfältigen Auswirkungen auf die Gotthelf-Rezeption und die Editionsphilologie analysiert. In einer nachträglich als «Scherz» entlarvten Polemik in der Wochenzeitschrift «Heimat und Fremde» gab Loosli vor, nicht Albert Bitzios, sondern dessen Freund Johann Ulrich Geissbühler aus Lützelflüh sei in Wirklichkeit der Verfasser der unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf erschienenen Schriften. Die übereinstimmenden Initialen seien bereits ein Hinweis darauf.<sup>44</sup> Ohne das Editionsprojekt der *Sämtlichen Werke* zu erwähnen, berührte Loosli das Unternehmen an einem wunden Punkt: Über die scherzhaft aufgestellte Hypothese hinaus rückte die Verfasserfrage die absolute Autorität des einzigartigen und genialen Dichters in Relation zu Vergleichsschriftstellern und zu politischen und medialen Kontexten<sup>45</sup> und lockerte dadurch auch Verehrung und Pietät als unhinterfragte Editionsprinzipien auf.

#### *Qualitätssicherung gegen «spöttische Bemerkungen»*

Im Herbst 1911 übernahm es der Augenarzt Emil Hegg-Bitzios, der Ehemann einer Cousine von Walter von Rütte, den Familienrat in der Gotthelf-Kommission zu vertreten. Damals begann auch der umfangreiche Briefwechsel zwischen Hegg und Hunziker, der von einem durchaus freundschaftlichen Verhältnis geprägt war. Immer wieder lud Hegg Hunziker ein, vor oder nach Sitzungen bei ihm zu essen oder zu übernachten, und tauschte mit ihm eigens verfasste Schriftstücke aus. An einigen Stellen ist jedoch auch von seiner Seite das Misstrauen zu spüren, ob Hunziker die Rahmenbedingungen und Vereinbarungen mit der Familie Bitzios auch genügend berücksichtige. Zwar zweifelte er nie an der philologischen Gewissenhaftigkeit der Herausgeber, drängte jedoch immer wieder darauf, dass sie sich an einen festen Terminplan halten und die Frequenz

der publizierten Bände steigern sollten. «Es muss endlich wieder mal was kommen!», heisst es in einem mehrfach wiederholten Leitsatz (Brief an Hunziker vom 9. Januar 1918). Gegen den Zeitdruck, der ohne Beachtung der ökonomisch und politisch schwierigen Situation vonseiten der Berner Erziehungsdirektion und des Verlags noch verstärkt wurde, wehrte sich Hunziker in unzähligen Verteidigungsbriefen, in welchen er auf die editorische Sorgfaltspflicht hinwies.<sup>46</sup>

Härtere Töne klingen auch in Hegg's Brief vom 2. Januar 1925 an, nachdem er das Gerücht gehört hatte, der Schluss des Manuskripts *Herr Esau* sei gefunden: «Wissen Sie etwas? Wenn ja, so würde ich mich begreiflicherweise verwundern, von Ihnen noch nichts gehört zu haben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, Sie zu fragen, warum denn die Ausgabe wiederum so jämmerlich in's Stocken geraten ist? Immer wieder sehe ich mich in der peinlichen Lage, z[um] teil unmutige und z[um] teil spöttische Bemerkungen einzusacken, ohne über den neuerlichen Grund der Verzögerung auch nur die mindeste plausible Erklärung geben zu können. Es wäre mir doch sehr lieb, wenn Sie mich von Zeit zu Zeit mit nur ein paar Worten über den Stand der Angelegenheit auf dem Laufenden halten wollten.»

Hunziker legt bereits am nächsten Tag Rechenschaft ab: «In wenigen Wochen wird ein neuer Band erscheinen; ich habe bereits alle Korr[espondenz] dazu erledigt. Ich möchte Sie sehr bitten, sich den Anhang des Bandes recht gründlich anzusehen; Sie werden dann verstehen, dass er sich etwas verzögerte. Wer «unmutige oder zum Teil spöttische Bemerkungen» macht, hat eben keine blasse Ahnung von der Schwierigkeit der Arbeit.» (3. Januar 1925)

Ein weiteres Mal zweifelte Hegg drei Jahre später an der Transparenz der Zusammenarbeit zwischen Hunziker und der Familie. Am 22. Dezember 1927 äussert Hegg sein Erstaunen über Hunzikers beim Frauenfelder Verlag Huber erschienene Gotthelf-Biographie, deren Besprechung er im *Bund* gelesen habe. «Ich war offen gestanden etwas verblüfft, da ich keine Ahnung hatte, dass so etwas im Werk sei, und ich fürchte fast auch ein wenig für die im Rahmen unserer Ausgabe geplante Biographie, und dies um so mehr, als Marti [der Rezensent] von Ihrem jetzigen Werk spricht als von einer «im Wesentlichen wohl erschöpfenden Darstellung» und von einer «endgültigen Fassung! Wird dieser «Vorläufer» dann nicht «unserer» Biographie das Wasser abgraben und so wiederum den vielgeplagten Rentsch schädigen? Ich bin übrigens sehr gespannt auf diese Arbeit und zweifle nicht daran, dass sie ausgezeichnet ist.»

Am 1. Januar 1928, nachdem Hegg das Buch selbst zu Gesicht bekommen hatte, bestätigte er schliesslich etwas unmutig, dass eingetreten sei, was er be-





Rudolf Hunziker, um 1930. Foto von Hermann Linck. –  
*Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen.*

fürchtet habe. Die Gotthelf-Biographie, die im Rahmen der *Sämtlichen Werke* geplant war, erübrige sich nun.

#### 4. Brautbriefe

Es ist anzunehmen, dass Hunziker einen tieferen Einblick in den privaten Teilnachlass Gotthelfs erhalten hat als irgendein anderer vor oder nach ihm. Darauf deutet bereits der Brief Cécile von Rüttes vom 8. November 1903 hin, welchem sie Dokumente beilegte, die sie beispielsweise vor Vetter streng verschloss.

Auch Walter von Rütte spricht in Briefen an Hunziker selbstverständlich von «Stücken», welche die Familie zurückbehalten habe. Zwar verlangte der damalige Leiter der Stadtbibliothek,<sup>47</sup> welcher Gotthelfs Nachlass verwaltete, dass dieser Teil auch noch nachgeliefert werde. In Briefen ist davon später allerdings nicht mehr die Rede. Es ärgerte Walter von Rütte sehr, wenn sich der Bibliothekar in dieser Angelegenheit einmischte.<sup>48</sup>

Abgesehen von diesen knappen Hinweisen im Briefwechsel finden sich in Hunzikers sehr umfangreichem Nachlass, soweit dieser bisher gesichtet und erfasst ist, keine weiteren Spuren wie Notizen oder gar Abschriften, die über den Inhalt der geheimen Dokumente Aufschluss gäben. Erst 1945 wird der private Nachlass nochmals kurz zum Thema. Damals stand die Edition der Briefbände bevor, und Hunziker hegte die Absicht, auch die unter Verschluss gehaltenen Briefe, von denen er wohl einige kannte, darin aufzunehmen. Wie man aus Hunzikers Schreiben vom 24. Juni 1945 erfährt, ging es ihm vor allem um die «Brautbriefe». Obwohl ausser diesem Stichwort nichts verraten wird, ist anzunehmen, dass diese aus dem Jahr 1832 stammen, d.h. aus der Zeit zwischen dem Tod von Gotthelfs Vikariatsherr Albrecht Fasnacht und der Hochzeit am 8. Januar 1833. Denn dies war die einzige Zeitspanne seit Gotthelfs Ankunft in Lützelflüh, in der Fasnachts Enkelin Henriette Zeender (1805–1872), mit der sich Gotthelf verlobte, ausserhalb des Pfarrhauses weilte.<sup>49</sup>

Die letzten Briefe, die Hegg und Hunziker austauschten, behandeln die Frage, wie für die Edition der Gotthelfschen Korrespondenz auch die im Familiennachlass verbliebenen Briefe einbezogen werden könnten. Mit Walter von Rüttes Tod am 14. Dezember 1945 trat eine unvermutete Wende ein, die Hunziker sogleich zugunsten der Edition ausnützen wollte. Er schickte Hegg einen Expressbrief mit der Empfehlung, die Gelegenheit einer Familienzusammenkunft nicht ungenutzt verstreichen zu lassen. Der Brief sei ihm in den frühen Morgenstunden des Begräbnistages zugestellt worden und hätte ihm einige

Stunden Schlaf geraubt, beschwert sich Hegg im Antwortbrief vom 22. Dezember 1945 mit leicht ironischem Tonfall. Ohne die Eile des «lieben guten eifrigen Professors in Winterthur» zu verspüren, hielt er an seinem Taktgefühl fest und unternahm einstweilen nichts, legte Hunziker aber bereits den Entwurf eines Briefes bei, den er an Walter von Rüttes ältesten Sohn Gotthelf adressiert hatte.

Heggs Anfrage an die nächste Generation der Nachlassverwalter sei im Folgenden wiedergegeben:

«Bern, 22. XII. 45.  
Steinerstr. 41.

Lieber Gotthelf,

Prof. Hunziker ersucht mich, die Familie v[on] Rütte im Hinblick auf die in Vorbereitung befindliche Herausgabe der B[rie]fe Jeremias Gotthelfs zu fragen, ob in ihrem Besitz nicht noch Briefe vorhanden seien. Er denkt da hauptsächlich an solche aus früheren Jahren, die ihm nur sehr spärlich zur Verfügung stehen. Von dem Briefwechsel mit der Braut hat er natürlich keinen einzigen. Das gänzliche Fehlen dieser Kategorie würde aber eine beklagenswerte Lücke in unserer sonst so schönen & vollständigen Ausgabe bedeuten. Es ist durchaus nicht gesagt, dass alle in die Ausgabe kommen müssen, ich denke mir, Ihr drei Brüder könntet mal die S<sup>a</sup>m<sup>l</sup>ung, falls sie noch vorhanden ist, durchsehen & diejenigen best<sup>i</sup>m<sup>e</sup>n, die freigegeben werden kö<sup>n</sup>en. Ich bin überzeugt, dass es Euch nicht schwer fallen wird, solche zu finden; de<sup>n</sup> es steht ganz gewiss in keinem einzigen derselben irgend etwas Kompromittierendes, dessen Preisgabe als eine Verletzung der Pietät aufgefasst werden kö<sup>n</sup>te. Und schliesslich liegt zwischen diesem Briefwechsel & heute ein Jahrhundert.

Ich möchte auch noch zu bedenken geben, dass die Nachkö<sup>m</sup>en gewisse Verpflichtungen haben nicht nur gegenüber den Vorfahren, sondern auch gegenüber einer Öffentlichkeit, in der er eine so bedeutende Rolle spielt.

In der Hoffnung, dieses Anliegen, das einem durchaus unpersönlichen Zweck dienen soll, werde mit objektivem Verständnis aufgeno<sup>m</sup>en &, falls die materiellen Bedingungen vorhanden sind, auch erfüllt,

grüsst Dich freundlichst & wünscht Dir & der ganzen Familie ein gesegnetes neues Jahr!

E. Hegg.»



Don 27. XII. 45

Lieber Herr Professor,

Einmal des Morgens in der Früh, noch vor dem ersten  
Frühgerümpel, erschallte meine Hausglocke. Ich dachte: Was mir.  
Aber es läutete weiter, wiederholt, klingelnd, hartnäckig. Ich,  
wie die dumme Mutter zum bösen Kind, sprach, innerlich fluchend,  
zur Glocke: He so na so so, weils zwänge will so zwangs. Raus  
aus dem Bett in Pyjama und Eilekump. Und siehe da, es  
war der Expressbrief des lieben guten eifrigen Professors in  
Winterthur. Dieses Drama spielte sich ab am Negebirgstag  
Walters v. Rütli.

Jetzt aber hatte ich's nicht mehr so eilig. Als Berner bin  
ich in dieser Beziehung ziemlich richtig. Ich überlegte mir, dass  
ich weder an diesem noch an einem der nächsten Tage etwas  
unternehmen dürfte, ohne ich Leute zum Brautst. zu machen,  
trotzdem sie glauben müssten, wir hätten schliesslich auf Vaters Tod  
gewartet, um nun nun möglichst über sie herzufallen. Ich  
bin überzeugt, dass V. seine Familie in der Sitzung des  
Gh.K. genau orientiert hat und zwar sich brüskend und  
seiner Standhaftigkeit (wir würden sagen, nur einem harten Grund).

Nun habe ich mich aufgegriffen und an den ältesten Sohn,  
Hr. Gottf. v. R. in Nidwalden einen Brief geschrieben. Er liegt hier  
bei zur Prüfung durch Sie, zur Abänderung wünschen oder  
eventuellen Genehmigung und Rücksendung an mich.

Und herzliche Grüsse

Hr. E. Hegg

-- und auch herzlich Wünsche für frohe Weihnachten.

Im Antwortbrief vom 25. Dezember 1945 entschuldigt sich Hunziker bei Hegg für die gestörte «Morgenruhe» und rechtfertigt den Eilbrief mit folgender Überlegung: «Ich sagte mir einerseits, dass um die Weihnachtszeit herum leicht eine Epistel verloren gehen könne, und zweitens dass Sie wohl an die Beerdigung [von Walter von Rütte, der am 14. Dezember 1945 gestorben ist] gehen werden & dass möglicherweise von einem der Söhne eine unserer Angelegenheit berührende Bemerkung gemacht würde. Aber selbstverständlich war es auch meine Ansicht, dass Sie an jenem Tage von sich aus keine diesbezügliche Frage stellen durften.»

Zu Heggs Briefentwurf merkt Hunziker an: «Ihr Brief ist vorzüglich abgefasst [...]. Dass Sie zunächst nur v[on] einigen B[rie]fen sprechen, halte ich für ein ausserordentlich glückliches Vorgehen.»

Da die drei Söhne Walter von Rüttes auf das alleinige Bestimmungsrecht über den Nachlass verzichteten, versprach Hegg Hunziker im Brief vom 14. März 1946, eine Entscheidung über den privaten Nachlass zu bewirken: «Es wird jetzt wohl meine Aufgabe sein, dafür zu sorgen, dass die Entscheidung nicht mehr auf die lange Bank geschoben wird. Seien Sie so freundlich, mir mitzuteilen, auf welchen Zeitpunkt etwa Sie die Briefe benötig[en].»

Im Antwortschreiben Hunzikers vom 17. März 1946 heisst es, man wolle sich im kommenden Sommer an die Herausgabe der Briefbände machen. Der Brief schliesst mit einer allgemeinen editionsphilologischen Bemerkung, welche einen Gedanken aus Heggs Anfrage an seinen Neffen aufnimmt: Sie betrifft die Spannung zwischen dem öffentlichen Interesse und der Wahrung des Familienerbes. «Die Überlegung, dass nach mehr als hund[er]t Jahren diese Episteln eines der grössten Eidgenossen nicht mehr geheimnisvoll gehütetes Privateigentum bleiben dürfen, s[o] dass die Literaturgeschichte & somit die Öffentlichkeit e[in] gewisses Anrecht auf deren Kenntnis hat, sollte doch wohl jeder nicht bornierte Mensch begreifen.» Hier folgt noch der mitten im Satz abgebrochene, nachträglich getilgte Abschnitt: «Viell[eicht] bringen Sie es dazu, dass Ihnen das g[an]ze Material übergeben wird; wir müssten uns natürlich verpflichten, nichts zu veröffentlichen, ohne dass in jedem Einzelfall die Brüder das Placet dazu[!]»

Hunziker starb am 27. Mai 1946 und konnte die Briefedition nicht mehr selbst in Angriff nehmen. Die Brautbriefe wurden in den von Kurt Guggisberg und Werner Jucker besorgten Briefbänden<sup>50</sup> nicht aufgenommen, sei es dass sich nach Hunzikers Tod kein Herausgeber mehr darum kümmerte oder dass Walter von Rüttes Nachkommen schliesslich doch nicht in eine Veröffentli-



chung einwilligten.<sup>51</sup> Was Hunziker mit dem «g[an]ze[n] Material» meinte, ist nach wie vor ein Geheimnis.

## 5. Familie und Öffentlichkeit

Mit Hunziker schied jemand aus dem Editionsteam, der die Klausel «in Verbindung mit der Familie» sehr ernst genommen hatte. Zum einen glaubte er, durch den Kontakt, insbesondere mit der ersten Generation nach Gotthelf, noch einiges über diesen selbst zu erfahren. Zum andern wusste er, dass er nur so Vertrauen gewinnen und sich und einem interessierten Publikum einen möglichst umfassenden Einblick in Gotthelfs Schriften geben konnte. Dass «in Verbindung» jedoch Verschiedenes bedeuten kann und die Vorstellungen über eine gute Zusammenarbeit zwischen Familienangehörigen und Herausgebern auseinandergehen können, musste allerdings auch er erfahren. Den unterschiedlichen Standpunkten sei im Folgenden nochmals kurz nachgegangen.

Albert von Rütte mahnte zu Vorsicht und Pietät bei der Herausgabe von Gotthelf-Texten. Vorsicht sei angebracht, weil Gotthelf kein Blatt vor den Mund genommen und Urteile abgegeben habe, die jetzt, in einer ganz anderen Zeit, nicht oder falsch verstanden werden könnten. Zur Pietät gegenüber Gotthelf bzw. den Nachkommen gehörte für Albert von Rütte, dass alles, was möglicherweise zu Verständnisschwierigkeiten und Missverständnissen führt, sehr zurückhaltend behandelt werde, sprich: nicht an die Öffentlichkeit gelange. Letztere betrachtete Albert von Rütte gewissermassen als unberechenbaren Feind, als kritisches, dabei aber ignoranten Kollektiv, vor dem man Gotthelfs Äusserungen schützen müsse.<sup>52</sup>

Bei Cécile von Rütte-Bitzius nimmt das Feindbild die persönlichen Züge Ferdinand Vettors an. Sie scheint einzelne Schriften ihres Vaters gut gekannt zu haben und störte sich an den Kraftausdrücken und ungeschliffenen Redeweisen über bekannte, d.h. sich in der Öffentlichkeit bewegende Personen. Ein Herausgeber, der nicht feinfühlig genug ist, solche Stellen «ausfallen [zu] lassen» und «Discretion» zu üben, erschien in ihren Augen als Bedrohung für den Ruf ihres Vaters als Pfarrer.

Das politische und religiöse Selbstbewusstsein der Gotthelf-Nachkommen, dessen Kehrseite die Angst vor einer Kritik und Minderung des guten Rufs bildet, verschiebt sich in der nächsten Generation bei Walter von Rütte insofern, als er den Hauptakzent auf das rein Private legte. Er betonte mit Stolz die Institution des Familienrates, die über alle Fragen zu entscheiden habe, und nannte



die *Sämtlichen Werke* eine «Familienausgabe». Einerseits war es ihm ein Anliegen, dass in der Edition auch Gotthelfs Briefe berücksichtigt werden, andererseits dachte er dabei nur an gewisse von der Familie bewilligte Teile. Noch stärker als seine Eltern baute er eine Intimsphäre auf, in welche nur auserwählte Eingeweihte von aussen eindringen durften, die dann aber, wie Hunziker, umso herzlicher in den engeren Familienkreis aufgenommen wurden.

In Emil Heggs Briefen stellt sich das Verhältnis zwischen der Familie und einer an Gotthelf interessierten Öffentlichkeit noch einmal anders dar. Da er nicht direkt zur Nachkommenschaft gehörte, sondern als Ehemann einer Tochter von Albert Bitzius von aussen her dazugestossen war, kannte er sowohl die Sicht der Familie als auch das öffentliche Interesse: Als Vertreter der Familie in der Gotthelf-Kommission hatte er für die Anliegen der Familie einzustehen, vermisste einige Male den Informationsaustausch in der Zusammenarbeit mit Hunziker; als es jedoch darum ging, für die Briefausgabe auch die intimen Briefe mit zu berücksichtigen, gab er den Söhnen Walter von Rüttes zu bedenken, dass sie gegenüber der Öffentlichkeit «gewisse Verpflichtungen» hätten. Fast ein halbes Jahrhundert nach Albert von Rüttes Briefen formulierte er deutlich die Sichtweise, dass es sich bei Gotthelfs Texten um historische Dokumente handelt, welche von der Leserschaft in die Zeit ihrer Entstehung und in ihr politisches und mediales Umfeld eingeordnet werden können. Oberste Maxime ist bei ihm nicht mehr die Pietät gegenüber Gotthelf und seinen Nachkommen, wichtig war ihm vielmehr, die Bekanntheit Gotthelfs zu fördern und das öffentliche Interesse durch eine Gesamtausgabe zu lenken, die gerade auch durch die zurückgehaltenen Briefe Aufmerksamkeit erregen soll.

Diese vermittelnde Linie verfolgte auch Hunziker, indem er sich der Familie Bitzius als Verehrer von Gotthelfs Werk freundschaftlich näherte, ihre Bedenken und Bedingungen respektierte – und dennoch mit philologischem Enthusiasmus auf eine Publikation drängte. Noch in seinem letzten Brief an Hegg schreibt er, dass die «Literaturgeschichte & somit die Öffentlichkeit» ein gewisses Anrecht auf die Freigabe des «geheimnisvoll gehütete[n] Privateigentum[s]» habe; dies müsse «doch wohl jeder nicht bornierte Mensch begreifen».

## **Schluss**

Mit dem Beschluss, die Schriften eines Vorfahren nach den Manuskripten und somit aus dem Nachlass herauszugeben, veröffentlicht eine Familie nicht nur Texte, sondern gibt auch ein Stück ihrer Privatsphäre preis. Sie plant eine «Fa-

milienausgabe». Die Familie Bitzius machte diesen Schritt, um einem wachsenden Interesse der Öffentlichkeit entgegenzukommen, um gegen Ende des Lebens von Cécile von Rütte für eine Zeit vorzusorgen, in welcher unmittelbare Erinnerungen an Gotthelf fehlen, und wohl nicht zuletzt auch, um unliebsamen Herausgebern wie Ferdinand Vetter zuvorzukommen. Die Spaltung des Nachlasses in den grossen, der Stadtbibliothek überlassenen Teil, der auch dort noch lange Zeit quasi unter Verschluss lag, und in die rein privaten Dokumente drückt eine Polarisierung zwischen Öffentlichkeit und Privatbereich und die Angst vor fremden Augen aus.

Im Misstrauen der Familie Bitzius gegen die Herausgeber spiegeln sich teilweise auch ein gespaltenes Verhältnis zum Werk Gotthelfs selbst und die Unsicherheit, wie es in späteren Zeiten aufgenommen werde. Wie aus dem Scheitern Walter von Rüttes als Mitarbeiter exemplarisch deutlich wird, müssen die Familienangehörigen die Aufbereitung und Herstellung einer Gesamtausgabe spezialisierten Vermittlern überlassen, die teilweise auch nach eigenen Interessen und Arbeitsmethoden vorgehen und selber als Akteure in der Öffentlichkeit auftreten.

---

#### Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf (HKG)

Die Idee einer neuen wissenschaftlichen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf kam 1997 im Rahmen der Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag Gotthelfs auf, wurde aber erst 2003 durch den Erziehungsdirektor des Kantons Bern geprüft und ist seit 2004/2005 in zwei vom Schweizerischen Nationalfonds und der Jeremias Gotthelf-Stiftung getragenen Teilprojekten an der Universität Bern angesiedelt.

Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann, welche den beiden Editionsteams vorstehen, lancierten die Arbeit nach einem modularen Prinzip: Zunächst sollten die weniger bekannten und bisher nicht oder nur unvollständig publizierten Teile des Gesamtwerks (die politischen und pädagogischen Schriften einerseits, die Predigten und Kalendertexte andererseits) zugänglich gemacht werden, um damit die Basis für eine umfassend kommentierte, intertextuell verankerte Neuedition der Erzählungen und Romane zu schaffen. Von Anfang an bemühten sich die Projektleiter darum, die editionsphilologische Arbeit mit Vorträgen, Tagungen und Ausstellungen auch für das öffentliche Interesse an Gotthelfs Leben und Werk zugänglich zu machen.

*Vgl. die Projekthomepage ([www.gotthelf.unibe.ch](http://www.gotthelf.unibe.ch)) sowie: Mahlmann-Bauer; von Zimmermann (wie Anm. 9).*

---

Zu wünschen wäre der entstehenden historisch-kritischen Gesamtausgabe, dass die Angst vor einem Verlust des Privaten durch eine Veröffentlichung abnimmt und dem Vertrauen Platz macht, dass gerade eine historisch-kritische Edition einem verständnislosen, unhistorischen Blick auf die Texte entgegenwirkt. Ziel wäre, dass Gotthelf in seiner Vielseitigkeit als Schriftsteller, Prediger und Verfasser politischer und pädagogischer Schriften ebenso wie als Privatmann an Profil gewinnen könnte, als herausragender Repräsentant der Schweizer Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Geltung käme – und sich somit subjektive Interessen mit editionsphilologischen Ansprüchen verbinden würden.

---

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Vgl. Hunzikers Manuskript «Bedingungen der Familie Bitzios für gemeinsame Gotthelf-Ausgabe (4.10.1911)». Alle eingesehenen Dokumente befinden sich im Nachlass Rudolf Hunzikers, der in den Sondersammlungen der Winterthurer Bibliotheken aufbewahrt wird. Hier: Ms BRH 260/5. Die Zitate sind grundsätzlich nach den Manuskripten wiedergegeben. Abkürzungen werden jedoch als Lesehilfe in eckigen Klammern ergänzt. Textelemente, die nachträglich korrigiert oder getilgt wurden, bleiben jedoch – mit einer Ausnahme im vierten Abschnitt – unberücksichtigt.
- <sup>2</sup> Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 577/32.
- <sup>3</sup> Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 577/34.
- <sup>4</sup> Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 577/36.
- <sup>5</sup> Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 545/13.
- <sup>6</sup> Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 603/51.
- <sup>7</sup> Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 599/47.
- <sup>8</sup> Plachta, Bodo: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. 2. Auflage. Stuttgart 2006.
- <sup>9</sup> Reber, Alfred: Gotthelf-Ausgaben seit 1954. In: Mahlmann-Bauer, Barbara; von Zimmermann, Christian (Hrsg.): Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe. Tübingen 2006 (Beihefte zu editio, Bd. 24), 17–26. Jucker, Werner: Die Entstehung der Rentsch-Ausgabe von Gotthelfs sämtlichen Werken. In: 50 Jahre Eugen Rentsch Verlag 1910–1960. Erlenbach-Zürich/Stuttgart 1960, 59–83.
- <sup>10</sup> von Zimmermann, Christian: «Wenn es sich ums Menschenherz handelt, kann ja leider oft von Bschüttifass die Rede sein.» Wie Albert Anker Gotthelf las und wie er ihn illustrierte. In: Stuber, Martin; Gerber-Visser, Gerrendina; Messerli, Isabelle (Hrsg.): Ländliche Gesellschaft und materielle Kultur bei Albert Anker (1831–1910), Themenheft BEZG 72,2 (2010), 93–107. Zu einem interessanten Ereignis in der Geschichte der Gotthelf-Rezeption vgl. Humbel, Stefan: In Scherz gekleidete Editions kritik. Carl Albert Looslis «Gotthelfhandel». In: Quarto 28 (2009), 67–75.
- <sup>11</sup> Vgl. von Rütte, Bernhard: Cécile von Rütte-Bitzios. Jeremias Gotthelfs jüngere Tochter 1837–1914. Bern 1999, 95, 108.
- <sup>12</sup> von Rütte (wie Anm. 11), 108.
- <sup>13</sup> Plachta (wie Anm. 8), 8, 14.



- <sup>14</sup> Vetter, Ferdinand: Zur Einführung. In: Gotthelf, Jeremias: Der Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben. Bern 1898, III–VI, hier Vf. (im Original gesperrt).
- <sup>15</sup> Vgl. Juker (wie Anm. 9), 62.
- <sup>16</sup> von Rütte (wie Anm. 11), 108.
- <sup>17</sup> Zitiert nach: von Rütte (wie Anm. 11), 109.
- <sup>18</sup> Hunziker schreibt im Vorwort zu: Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. Winterthur 1903, 6: «Auch Herrn und Frauen Pfarrer von Rütte-Bitzius, die mir die Erlaubnis erteilten, die Briefe Reithards im Gotthelf-Archiv der Berner Stadtbibliothek einzusehen, bin ich für manche freundliche Auskunft sehr verbunden.»
- <sup>19</sup> Mit grosser Wahrscheinlichkeit handelt es sich hier um die Briefe Gotthelfs an seinen Freund und Mentor Carl Bitzios (1801–1867) (vgl. Hunzikers Briefentwurf an Cécile von Rütte, verfasst im November 1903).
- <sup>20</sup> Da Vetter die Gotthelf-Briefe von Hagenbachs Sohn beziehen konnte, erschien trotz des Widerstands der Familie: Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach. Ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841–1853. Hrsg. von Ferdinand Vetter. Basel 1910.
- <sup>21</sup> Hunziker schreibt im Nachwort: «Auf den Wunsch der letztern [Frau Pfarrer von Rütte-Bitzius] habe ich in den Gotthelf-Briefen alle Stellen unterdrückt, die leidenschaftliche persönliche Ausfälle enthalten.» (Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Abraham Emanuel Fröhlich. Hrsg. von Rudolf Hunziker. Winterthur 1906, 130.)
- <sup>22</sup> Cécile von Rütte bezieht sich hier wohl auf den Kommentar Gotthelfs zur Berner Regierung: «Unsere Gnädigen in Bern manövrieren wunderbar. Wenn ich was von ihnen lese, kömmt es mir immer unwillkürlich in Hals wie Donners Schelme und Spitzbube, Meineidige und Hosenscheisser u.s.w. [...] Das sind Gegensätze, die alten Schweizer und dieses windige Fötzelzeug!» (Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Abraham Emanuel Fröhlich. Hrsg. von Rudolf Hunziker. Winterthur 1906, 116.)
- <sup>23</sup> Gotthelf, Jeremias: Sämtliche Werke in 24 Bänden [und 18 Ergänzungsbänden]. In Verbindung mit der Familie Bitzios und mit Unterstützung des Kantons Bern hrsg. von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg, Werner Juker. Ergänzungsband 5. Erlenbach-Zürich 1949, 159.
- <sup>24</sup> Gotthelf (wie Anm. 23), 164. Vgl. auch: Guggisberg, Kurt: Jeremias Gotthelf. Christentum und Leben. Zürich/Leipzig 1939, 42.
- <sup>25</sup> Vgl. z.B. Keller, Gottfried: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Band 7. Frankfurt a. M. 1996, 58–65.
- <sup>26</sup> Keller (wie Anm. 25), 117, vgl. auch 63.
- <sup>27</sup> Keller (wie Anm. 25), 73.
- <sup>28</sup> Keller (wie Anm. 25), 83.
- <sup>29</sup> Vgl. von Zimmermann (wie Anm. 10), 95, 105.
- <sup>30</sup> Eine gewisse Übersicht – allerdings aus einem bestimmten Blickwinkel für eine bestimmte Situation verfasst – bietet Hunzikers «Entwurf zu meiner Darlegung im Familienrat Bitzios (18.9.1911)», der sowohl in einer flüchtig geschriebenen, mehrere Seiten langen als auch in einer dreiseitigen komprimierten Fassung vorliegt (Winterthurer Bibliotheken, Sondersammlungen: Ms BRH 260/3).
- <sup>31</sup> Bereits Vetter spricht im Vorwort zum ersten Band seiner Volksausgabe vom Plan, «sämtliche Werke Gotthelfs mit Einschluß seiner zerstreuten Aufsätze und der im Besitz der Familie befindlichen ungedruckten Schriften» herauszugeben. Vgl. Vetter (wie Anm. 14), IV.
- <sup>32</sup> Vgl. Juker (wie Anm. 9), 62f.

- <sup>33</sup> Carl Albert Loosli (1877–1959) lebte nach seiner autodidaktischen Ausbildung zum Reporter ab 1904 als freier Schriftsteller und nonkonformer Publizist, Kunst- und Sozialkritiker in Bümpliz.
- <sup>34</sup> Der Berner Literatur-, Kunst- und Musikkritiker Hans Bloesch (1878–1945), der 1927 Oberbibliothekar der Stadtbibliothek wurde, war bis zu seinem Tod als Mitarbeiter an den *Sämtlichen Werken* beteiligt.
- <sup>35</sup> Vgl. Jucker (wie Anm. 9), 60f.
- <sup>36</sup> Vgl. Jucker (wie Anm. 9), 60: Der Vertrag ist auf den 10. Februar 1911 datiert.
- <sup>37</sup> Im Brief vom 25. September heisst es, er denke «seit 1903 an diese Sache [...] wie an einen schönen Traum».
- <sup>38</sup> Vgl. z.B. die Briefe vom 12. und 19. Juni 1911.
- <sup>39</sup> Vgl. den Brief vom 3. August 1911. Im Brief vom 25. September 1911 analysiert Walter von Rütte den Streit genauer: «Vetter sah in dieser neuen Loosli Ausgabe eigentlich nur die Vollendung seiner angefangenen Ausgabe. Loosli dagegen will ein neues Werk [...] schaffen zu seiner eigenen Ehre. So sind eben die beiden aneinandergeraten eigentlich um persönlichen Ehrgeizes willen.»
- <sup>40</sup> Vgl. Jucker (wie Anm. 9), 72f.
- <sup>41</sup> Loosli, Carl Albert: *Werke Band 4: Gotthelfhandel*. Zürich 2007, 40–59.
- <sup>42</sup> Loosli (wie Anm. 41), 52.
- <sup>43</sup> Vgl. Loosli (wie Anm. 41), 59 (Brief Walter von Rüttes an Loosli vom 19. September 1911).
- <sup>44</sup> Loosli (wie Anm. 41), 60–66, hier 64f.
- <sup>45</sup> Vgl. Humbel (wie Anm. 10), 73f.
- <sup>46</sup> Zu diesen besonderen Problemen vgl. auch: von Zimmermann, Christian: *Geistliche Rede – weltliche Predigt. Ausblick auf die Edition der Predigten und Kalenderschriften*. In: Mahlmann-Bauer, Barbara; von Zimmermann, Christian (Hrsg.): *Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe*, Tübingen 2006 (Beihefte zu editio, Bd. 24), 31f.
- <sup>47</sup> Es handelt sich um Wolfgang Friedrich von Mülinen (1863–1917), ausserordentlicher Professor für Schweizergeschichte und ab 1900 Leiter der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern.
- <sup>48</sup> Vgl. den Brief vom 26. Oktober 1911.
- <sup>49</sup> Vgl. Walden, Marie [Rütschi-Bitzius, Henriette]: *Frau Henriette Bitzium-Zeender. Ein Lebensbild*. Bern 1951, 54; Fehr, Karl: *Jeremias Gotthelf*. Zürich 1954, 155.
- <sup>50</sup> Es handelt sich um die Ergänzungsbände 4–9, erschienen 1948–1954.
- <sup>51</sup> Dass sie aufgrund von «Platzmangel» weggelassen worden sind, ist eher unwahrscheinlich. Der «Beschränkung auf das für die Kenntnis der Persönlichkeit und des Werks Gotthelfs Wichtige», welche die Herausgeber in der Einführung zum ersten Briefband einräumen, sind sie kaum zum Opfer gefallen (Gotthelf, Jeremias: *Sämtliche Werke. Ergänzungsband 4*. Erlenbach-Zürich 1948, 7).
- <sup>52</sup> Dass Albert von Rütte aus Angst, die Leserschaft um 1900 verstehe Gotthelf nicht mehr, Spuren der Entstehungszeit tilgen wollte, kann als eine Reaktion auf die in der Rezeptionsgeschichte verbreitete Vorstellung vom «ewigen Gotthelf» betrachtet werden. Die Zensur sollte die zeitlose Gültigkeit des Werks sichern. Vgl. Humbel (wie Anm. 10), 67–70.